

A black smartphone is shown from a top-down perspective. The screen is white and displays the title 'WENN MASCHINEN MEINUNG MACHEN' in large, bold, blue capital letters. Below the text is a navigation bar with five icons: a left arrow, a right arrow, a share icon, a book icon, and a document icon. The phone's home button is visible at the bottom of the device.

WENN  
MASCHINEN  
MEINUNG  
MACHEN

Michael Steinbrecher  
Günther Rager [HG.]

Journalismuskrise,  
Social Bots  
und der Angriff auf  
die Demokratie



**Michael Steinbrecher  
Günther Rager (Hg.)**

# **WENN MASCHINEN MEINUNG MACHEN**

**Journalismuskrise, Social Bots  
und der Angriff auf die Demokratie**

**W E S T E N D**

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.westendverlag.de](http://www.westendverlag.de)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-211-0

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2018

Umschlaggestaltung: Buchgut Berlin

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

# Inhalt

»Wenn Maschinen Meinung machen« – Schauplätze des Wandels	7
Wenn Maschinen Meinungen machen – Social Bots und Manipulationen	20
Das einzig beste Kartoffelgratin – wenn Menschen technisch werden	35
Privatsphäre im Netz – von den Spuren, die wir online hinterlassen (müssen)	50
Stranger than Fiction – von der Dampfmaschine zum gläsernen Bürger: Dystopien als Spiegel gesellschaftlicher Ängste	65
Big Data im öffentlichen Diskurs – und privaten Selbstgespräch	79
Wir müssen es selbst besser machen – die Welt des Silicon Valley im Spiegel unserer Konflikte	90
Aufzeichnungen aus der Echokammer – Leben in personalisierten Welten: Sind wir noch demokratiefähig?	102
Von Fake News und Glaubwürdigkeitsproblemen: Auf der Suche nach Qualität im Journalismus	118
Lasst uns wieder leiser werden – vom Umgang der Medien mit Trump & Co.	134

Unabhängig – oder gezielt durchgestochen? Wie der Journalismus mit einem veränderten Whistleblowing umgehen muss	152
Was Roboter heute schon besser können: Die künstliche Intelligenz in Kommunikation und Meinungsmache	163
Warum die Massenmedien am Ende sind – ein persönlicher Abschied	179
Der Lokaljournalismus – noch zu retten?	193
Glaubwürdigkeit wird zur Währung – Wer das Zeug hat, die Debatten zu bestimmen	205
Die Gatekeeper sind weg – eine Welt ohne Journalismus	220
Anmerkungen	232
Die Autorinnen und Autoren	248

# »Wenn Maschinen Meinung machen« – Schauplätze des Wandels

Vorwort von Michael Steinbrecher und Günther Rager

*Schauplatz London, Science Museum, Herbst 2017. In der Sonderausstellung über Roboter ist eine Menschentraube unübersehbar. In allen anderen Bereichen der Ausstellung verteilen sich die Zuschauer gleichmäßig auf die Exponate. Dort erfahren sie, wie groß der Einfluss der Kirchen auf die Entwicklung der ersten automatisierten Systeme war, oder werden durch die bedeutenden Werke der Filmgeschichte geführt, in denen künstliche Intelligenz eine Hauptrolle spielte. Von Fritz Langs legendärem Werk »Metropolis« über die »Terminator«-Reihe bis hin zu neueren Werken wie »Ex Machina«. Aber scheinbar magnetisch anziehend wirkt nur er: Pepper, ein ca. 1,50 Meter großer Roboter. Er sieht freundlich aus, so wie er da steht: mit großen Augen, einem großen Kopf, einem weißen Körper, der sich in sanften Bewegungen den Besuchern zuwendet. Er wirkt nicht wie die realistische Nachahmung einer Menschengestalt. Schon eher wie die Summe einiger der sympathischen Roboter aus »Star Wars« und anderen Filmen dieses Genres. Der Roboter im Science Museum kommuniziert mit den Besuchern. Als es sehr voll wird und er viele Fragen erhält, sagt er: »I'm tired«, schließt die Augen, und sein Kopf senkt sich auf seine Brust. Wieder aufgewacht reicht er den Zuschauern ein Tablet, lenkt ihre Aktivitäten durch freundliche, aber gezielte Anweisungen und schüttelt Besuchern zum Abschied die Hand. Diese ergreifen sie zum Teil sehr zögerlich. Aber sie zeigen freundliches Interesse, keine Distanz.*

Die Beobachtungen im London Science Museum haben vordergründig nichts mit Diskussionen über Whistleblower, mit Fake News und angeblichen Manipulationen bei der Wahl Donald Trumps zum amerikanischen Präsidenten zu tun. Und auch nichts mit einer möglichen Journalismuskrise. Und doch sind diese Themen in unter-

schiedlicher Form Ergebnisse von Big-Data-Anwendungen und somit miteinander verknüpft. Denn immer geht es darum, riesige Datenmengen durch Algorithmen auszuwerten und in Echtzeit in Handlungen umzusetzen. Aber der Reihe nach.

In Asien, insbesondere in Japan, wird Pepper bereits zahlreich in der Kinder- und Altenpflege eingesetzt. Fragen Sie sich selbst: Ist das auch in Deutschland vorstellbar? So sehr sich die japanische und deutsche Kultur unterscheiden: Ist der Einsatz von Robotern in der Pflege, im Haushalt oder am Empfang in Hotels so abwegig?

Denken wir drei Jahrzehnte zurück. Erinnern Sie sich an das Kopfschütteln von Europäern, wenn wieder einmal eine asiatische Besuchergruppe nichts Besseres zu tun hatte, als sich vor jedem interessanten oder weniger interessanten Hintergrund selbst zu fotografieren? Mittlerweile sind wir selbst zu einer Selfie-Nation geworden. Schleichend wird Technik in unserem Alltag bedeutender und wir scheinen gar nicht mehr zu registrieren, wie selbstverständlich wir heute mit ihr interagieren. Von Navigationssystemen lassen wir uns seit vielen Jahren im wahrsten Sinne des Wortes »lenken«. Wir pflegen digitale Kalender, kaufen online ein und kontrollieren digital unsere Fitnessfortschritte. Apples »Siri« und Amazons »Alexa« weisen den weiteren Weg: Wir vertrauen die Organisation des Alltags mehr und mehr Assistenzsystemen von Technologiegiganten an, die uns in allen Lebensbereichen durch den Tag führen. Aber sind damit nur Termine, Einkäufe und Haushaltsdienste gemeint?

Der Roboter Pepper ist nur der offensichtliche Teil dieser Entwicklung. Wenn Maschinen uns nicht nur im Alltag helfen, sondern beeinflussen und Meinung machen, dann treten sie uns in der Regel nicht so offen gegenüber wie Pepper den Besuchern im Science Museum. Social Bots sind beispielsweise Programme, die in den sozialen Netzwerken menschliche Verhaltensmuster simulieren. Diese Algorithmen erscheinen mit Tarnkappe und verschleiern häufig ihre Absicht und den Absender. Sie beteiligen sich millionenfach auf diversen Plattformen auch an politischen Diskussionen. Aber wollen die Menschen wirklich mit Bots kommunizieren? Wollen sie nicht wenigstens wissen, ob sie es mit einem Menschen oder einer Software zu tun haben? Ist es nicht unser Recht zu erfahren, von wem wir wirklich und mit welcher Absicht angesprochen werden und mit wem wir im Netz »befreundet« sind? Zu erfahren, welchen



Einfluss Social Bots und andere Maschinen auf den öffentlichen Diskurs haben? Wer hilft uns herauszufinden, wer diese Algorithmen einsetzt? Ist das eine neue Aufgabe des Journalismus? Und grundsätzlich gefragt: Wie kann, wie soll Journalismus im digitalen Zeitalter agieren? Welche alten Zöpfe muss er abschneiden? Und wie kann er sich sinnvoll erneuern?

Fünfzehn Master-Studierende am Institut für Journalistik in Dortmund stellen in diesem Buch Fragen und suchen nach Antworten. Sie alle sind getrieben vom Wunsch, den Journalismus der Zukunft mitzuprägen. Und sie alle wissen: Er wird nicht mehr so sein wie bisher. Sie machen sich Gedanken über die Frage, ob die Kritik an der aktuellen Form des Journalismus berechtigt ist und warum sie so heftig ausfällt. Sie versuchen zu ergründen, welche gewaltigen Möglichkeiten und Gefahren die fortschreitende Digitalisierung für die Nutzer der Technik mit sich bringt. Welche Wechselwirkungen gibt es zwischen Wahlkampfstrategien, Populismus, technischen Veränderungen und journalistischem Verhalten? Mit welchen Auswirkungen auf Wahlen und Rezipienten? Und sie fragen sich: Was bedeuten all die Veränderungen, die wir derzeit erleben, für den öffentlichen Diskurs, ihre eigenen beruflichen Ambitionen, aber auch für ihr privates Leben? Wir, als Lehrende am Institut für Journalistik, haben sie bei der Suche nach den wichtigen Fragen und den möglichen Antworten unterstützt. Und unser Eindruck war: Die Studierenden beschäftigen sich mit hoher intrinsischer Motivation mit diesen Themen.

Dieses Buch will da ansetzen, wo die Essays ihrer Vorgänger im Buch *Meinung, Macht, Manipulation – Journalismus auf dem Prüfstand* (Westend Verlag 2017) aufgehört haben. Die Themen drängen zum Handeln. Denn es geht nicht nur um Meinungsmache. Es geht um Kontrollverlust.

Manipulieren uns Social Bots, und wenn ja, wie? Erkennen wir die Mechanismen? Hat das Individuum noch die Kontrolle über die eigenen Daten? Wer führt in Zukunft eigentlich wen? Anastasia Mehrens reflektiert in ihrem Essay die Entwicklung. Jonas Zerweck führt die Konsequenzen weiter aus. Wie hat sich die Beziehung zwischen Mensch und Technik entwickelt? Wer führt in Zukunft wen?

Ein letztes Mal zu Pepper. Beim Begriff Roboterjournalismus wird häufig durch entsprechende Bilder suggeriert, ein Roboter bediene zukünftig den Laptop. Diese Vorstellung führt völlig in die

Irre. Es werden nicht Dutzende, als Journalisten geschulte Roboter durch die Flure streifen. Sie werden hier gar nicht gebraucht. Der Begriff »Automated Journalism« trifft es da schon besser. Journalistische Texte werden automatisiert erstellt, von einer von Menschen programmierten Software, die sich allerdings durch Training kontinuierlich verbessert. Ein sogenanntes lernendes System. Unter den Dortmunder Master-Studierenden war zunächst Skepsis gegenüber dieser Entwicklung zu spüren. Wartet hier nicht die nächste Rationalisierungswelle auf Journalisten? Spätestens nach Gesprächen mit den führenden Softwareherstellern automatisierter journalistischer Angebote war allen klar: Ja, diese Systeme übernehmen in bestimmten Ressorts und Darstellungsformen bereits heute journalistische Arbeiten. Und die Systeme werden stetig leistungsfähiger. Aber umso mehr ist die Generation, die den Journalismus in den nächsten Jahrzehnten prägen wird, aufgefordert, sich dieser Entwicklung offen zu stellen. Und ein Selbstverständnis dafür zu finden, welche journalistischen Qualifikationen sie in Zukunft unersetzbar machen. Katharina Kalhoff stellt sich in ihrem Essay dieser Herausforderung. Nicht angstbesetzt, sondern mit offenem Visier.

Die digitale Transformation zeigt sich aber auch in anderen Sphären. Sie hat sich etabliert, ohne dass wir immer den nächsten Schritt bedenken.

*Schauplatz Fußballstadion, TV-Studio, irgendwo in Europa 2018. Die letzten Minuten eines Spiels laufen. Der Moderator und der Experte beginnen sich auf ihre Analyse zu konzentrieren. Auch die Kameraleute im Studio bringen sich langsam wieder auf Betriebstemperatur. Der Moderator stimmt sich mit dem Daten-Redakteur ab, der in den Statistiken des Spiels kontinuierlich nach Besonderheiten forscht. Die Heimmannschaft liegt 0:1 zurück. Das Tor hat ein defensiver Mittelfeldspieler erzielt. Auf ihn will sich das TV-Team konzentrieren. Sie wählen die relevanten Spielszenen aus. Eine Grafik wird vorbereitet mit den Daten des Spielers. Gelaufene Kilometer, Passquote, Zweikampfwerte. Eine 3D-Animation veranschaulicht, wie wichtig dieser defensive Mittelfeldspieler auch für den Spielaufbau ist. Zudem entscheidet sich der Moderator, eine Heatmap ins Gespräch mit dem Experten zu integrieren. In unterschiedlichen Farbtintensitäten wird der Aktionsradius des Spielers auf dem Feld dargestellt.*

*Moderator und Experte werfen durch die Glasscheibe des Studios noch einen Blick auf das vom Flutlicht beleuchtete Spielfeld. In der Nachspielzeit spielt der bisher überragende Mittelfeldspieler einen Fehlpass, der zum 1:1 führt. Jubel auf den Rängen, Hektik im Studio.*

Zumindest sportinteressierten Lesern werden die Taktikanalysen und statistischen Auswertungen der Leistungsdaten nicht fremd sein. Warum sollte das, was sich in der Sportberichterstattung längst etabliert hat, nicht auch auf andere Lebensbereiche übertragbar sein? Warum kontrollieren wir Fußballspieler und vermessen ihre Arbeitsleistung, aber nicht die Leistung von Verkäufern und Verkäuferinnen im Kaufhaus? Könnten wir dort nicht mit der gleichen Intensität den persönlichen Radius, die gelaufenen Meter pro Arbeitstag, die Länge der Kundenkontakte und die Pausen mit der Höhe des jeweiligen Verkaufserlöses in Beziehung setzen? Sind wir nicht längst eine Gesellschaft geworden, in der alles messbar gemacht wird? In der wir uns selbst quantifizieren? Warum also nicht auch die nächsten, logischen Schritte gehen?

Wir hinterlassen schließlich schon heute nicht nur Daten für eine Heatmap. Die Spuren im Netz führen uns in eine immer enger werdende Spirale. Diese Veränderungen sind für alle spürbar. Rebecca Rohrbach macht sie greifbar. »Denn das Netz vergisst nie«, so das Ende ihres Essays. Und damit kommen wir zu einem Kern des Problems. Per Algorithmus werden unsere individuellen Interessen bedient. Das ist zunächst einmal für die meisten nicht problematisch. Im Gegenteil. Es ist sogar in hohem Maße nützlich. Wie sollten wir ohne unsere zahlreichen unterstützenden Apps heute noch unseren Alltag organisieren? Immer wieder wird uns eine vorgeblich individuelle Lösung angedient, die auf einer maschinellen Auswertung unserer irgendwo hinterlassenen Daten beruht. Auf dass uns andere Nachrichten erspart bleiben, die uns vermeintlich – oder wirklich – nicht interessieren. Und selbst wenn uns die Auswahl gefällt: Wir wissen nicht, auf welchen Kriterien sie beruht und warum uns bestimmte Informationen vorenthalten und andere angedient werden. Der Gefahr der Manipulation sind wir schon erlegen, wenn wir nicht wissen, wer, was warum für uns auswählt.

Die Begriffe »Echokammern« und »Filterblasen« hatten in den letzten Jahren Konjunktur. Begegnen wir in unseren immer kleiner werdenden Kammern oder Filterblasen immer häufiger nur noch

den Interessen und Haltungen, die wir ohnehin schon teilen? Werden wir im Privaten immer wieder in dem bestärkt, was wir ohnehin schon denken, was uns ohnehin schon gefällt? Beim Buchkauf im Netz ebenso wie beim Wein und bei Möbeln? Wenn Ihnen dieses gefällt, finden Sie jenes gut! Wer diesen Song mag, der findet auch jenen großartig. Ganz abgesehen davon, dass dieses Entgegenkommen uns immer wieder neue Konsumanreize beschert, von denen letztlich das entsprechende Unternehmen am meisten profitiert: Führt das, was zweifellos als Einkaufshilfe nützlich sein kann, letztlich nicht dazu, dass wir in unserer persönlichen Entwicklung stagnieren? Werden wir, ohne es zu merken und zu wollen, immer mehr eingeeignet in unseren eigenen Gedanken und Handlungen? Wird uns (auch politisch) Abweichendes von den meisten Suchmaschinen nur noch nachrangig präsentiert? Schlimmstenfalls merken wir gar nicht, dass die meisten anderen ganz anderes wertschätzen.

Der Begriff »Big Data« wurde als Begriff in diesem Zusammenhang beinahe schon erfolgreich aus der öffentlichen Diskussion verbannt. »Big« Data, das klingt nach Ansicht von Großkonzernen in den Ohren vieler Menschen zu sehr nach »Big« Brother. Dann schon lieber weniger präzise von »Digitaler Transformation« oder schlicht »Digitalisierung« sprechen. Das klingt wie ein Prozess, der ohnehin nicht aufzuhalten ist, ja, energisch vorangetrieben werden muss. Wie wird in der Öffentlichkeit überhaupt über dieses Thema diskutiert? Denn Big Data ist – unabhängig davon, welche Begriffe wir nutzen – der Treiber der aktuellen Entwicklung. Es geht um die Größe und Vielfalt der Daten und um die Geschwindigkeit, mit der wir sie übertragen. Es geht darum, dass möglichst viele Daten miteinander in Bezug gesetzt werden können, um daraus in Echtzeit Schlussfolgerungen zu ziehen. Doch was davon kommt in der öffentlichen Diskussion wirklich an? Ein Thema, mit dem sich Anna Chernomordik in ihrem Essay beschäftigt. Die Öffentlichkeit erreicht hat in jedem Fall die Frage, wer in einem digitalen Wahlkampf Einfluss auf den Wahlausgang nehmen könnte, mit erlaubten und unerlaubten Mitteln. Genau darüber wurde und wird anlässlich der letzten Präsidentschaftswahl in den USA diskutiert.

*Schauplatz London, Southbank Centre, 15.10.2017: 2 900 Besucher in gespannter Erwartung auf Hillary Clinton. »What happened« ist der Titel des Buchs, das sie vorstellen wird. Und viele hier fragen sich genau*

das. Was ist passiert? Oder besser: Wie konnte das passieren? Eine Frau trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift »I'm with Her«. Andere Besucher demonstrieren für eine 50-Prozent-Frauenquote in Parlamenten. Hier im Southbank Centre sind Clintons Fans versammelt. Und die Standing Ovationen gleich zu Beginn zeigen: Sie wollen Hillary Clinton trotzig demonstrieren, dass der Kampf nicht umsonst war. Clinton selbst gibt sich zwar zuweilen kämpferisch. Aber überwiegend wirkt sie ernüchtert. Sie habe zum ersten Mal Sorge, dass der neugewählte Präsident und Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte selbst zum Sicherheitsrisiko werde. Sie kritisiert die erwiesene Einflussnahme Russlands auf die Wahl. Sie spricht sogar von einem »Cyber-9/11«. Sie räumt eigene, entscheidende Fehler ein: So habe sie die Stimmung im Land zu spät wahrgenommen. Vor allem aber sei sie der Wahlkampfführung ihres Kontrahenten nicht gewachsen gewesen. Bis zuletzt habe sie auf politische Inhalte setzen wollen. Trumps Stil sei es aber, andere zu beleidigen, unabhängig davon, wer sein jeweiliger Gegner sei. Zudem – und dies sei besonders wichtig gewesen – hätten er und Interessengruppen, die ihn unterstützen, die sozialen Netzwerke genutzt, um gezielt Unwahrheiten, »fake news«, über sie zu verbreiten. Diese hätten wiederum die entscheidenden Zweifel gesät, die ihr auf der Zielgeraden der Wahl die notwendigen Stimmen gekostet hätten. An diesem Abend ist zu spüren: Clinton hat die letzten Monate genutzt, um für sich Antworten zu finden auf das, was passiert ist. Sie analysiert das, was war. Aber es wird auch deutlich: Sie hat noch keine Antworten darauf, wie man mit den veränderten Rahmenbedingungen eines Wahlkampfes im digitalen Zeitalter umgehen kann. Denn auf alte Wertmaßstäbe und Gewissheiten, auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit, auf Zuverlässigkeit der Informationen wollen Hillary Clinton und die Besucher auch in Zukunft nicht verzichten. Sie beschwört die demokratischen Grundsätze. Und den größten Applaus erhält sie, als sie der Menge zuruft: »Es gibt keine alternativen Fakten!«

Die Gesellschaft für deutsche Sprache wählte »postfaktisch« zum Wort des Jahres 2016. Und folgte damit der Wahl der Oxford Dictionaries, die »Post Truth« zum Begriff des Jahres gekürt hatten. Beide Begriffe haben bis heute nichts von ihrer Relevanz verloren. Sie könnten allenfalls durch »Fake News« ersetzt werden. Wie relevant sind Fakten noch in der digitalen Welt? Erreichen sie die Menschen überhaupt noch? Oder ist es effektiver, den Menschen eine gute

»Story« anzubieten, die sie anspricht? Muss man es mit dem Wahrheitsgehalt dabei noch so genau nehmen? Und falls uns jemand angreift und dies mit Fakten belegen kann, so entgegnen wir einfach: alles vom politischen Gegner gestreute Fake News! Und behaupten das Gegenteil. Aber sind Trump und Fake News wirklich die größte Gefahr für die Demokratie? Konzentrieren wir uns in der Debatte zu sehr auf Politiker? Haben nicht längst ganz andere das Sagen?

George Orwell ging in seiner 1949 veröffentlichten Dystopie *1984* von einem allmächtigen Staat aus, der alles kontrolliert. Liegt die große Gefahr heute eher in der schwer kontrollierbaren privaten Macht der großen Internetkonzerne? Denn nicht beim Staat, sondern bei den Konzernen laufen die Daten der Internetnutzer zunächst auf. Sie haben die Möglichkeit, diese Daten nach ihren Interessen als wirtschaftliches Gut zu nutzen. Und sie können sich oft demokratischer Kontrolle entziehen. Oftmals machen sie bei autoritären Systemen erzwungenermaßen Zugeständnisse. Zumindest in China hat sich der Staat den Zugriff auf Daten gesichert. Dort werden die Gesichter von Menschen, die bei Rot über die Ampel fahren, öffentlich auf Monitoren an den Pranger gestellt. Geplant ist außerdem, das Verhalten aller Bürger einzustufen und bei Wohlverhalten Vergünstigungen zu gewähren. In den meisten Fällen versuchen Konzerne allerdings, dem Staat den Einblick in Kundendaten zu verwehren. Das macht sie jedoch nicht zu reinen Wohltätern – ganz im Gegenteil.

Die »großen Vier« des Internets (Google, Apple, Facebook und Amazon) nehmen jetzt schon immensen Einfluss auf unsere Art zu leben. Sie unterstützen und propagieren die radikale Individualisierung der Kommunikationsteilnehmer. Und in Folge auch die der Gesellschaft. Der Weg dorthin führt über die freiwillige Selbstoptimierung durch die Nutzung aller verfügbaren Daten. Das Ziel ist angeblich die individuelle Freiheit. Diese wird jedoch durch die individuell auswertbaren Daten in ihrem Kernbereich gleichzeitig bedroht. Für die freiwillig zur Verfügung gestellten Informationen erhalten wir die vermeintlich kostenlose Nutzung vieler Anwendungen, die durchaus helfen können, das Leben bequemer zu gestalten. Wir bezahlen aber (ungewollt und oft unbewusst) mit einem immer klarer werdenden Profil unserer Person. Wir machen uns zum »Komplizen des Erkennungsdienstes«, wie Andreas Bernard sein Buch betitelte. Es wird für Intensivnutzer immer schwieriger, die Reste ihrer

Privatheit zu schützen. Schlimmer noch: Viele sehen gar kein schützenswertes Interesse mehr an Privatem. Sie können sich offensichtlich weder staatlichen oder gar privaten Missbrauch vorstellen. »Ich habe nichts zu verbergen«, lautet die Parole. Vielleicht eine Folge der Liberalisierung vieler gesellschaftlicher Bereiche und der erfreulichen Tatsache, dass viele von uns in den vergangenen Jahrzehnten nur noch das Leben in einem funktionierenden Rechtsstaat kennengelernt haben. Es geht jedoch um die grundsätzliche Frage, wie eine Gesellschaft sich entwickelt, in der zwar (noch) nicht jeder über jeden alles weiß, aber zumindest einige Konzerne mehr über uns wissen als wir selbst.

Wer weiß heute, was mit unseren Daten sonst noch passiert? Wir reden von der Möglichkeit der Überwachung einzelner Menschen, die alles bisher technisch Mögliche bei weitem in den Schatten stellt. Wie verträgt sich die Aufgabe des Privaten mit unserer kulturellen Prägung? Ist es wirklich erstrebenswert, von möglichst vielen möglichst viel zu wissen? Wie verändern wir uns, wenn wir für eine undurchsichtige Konzernpolitik zunehmend gläsern werden?

Nach welchen Kriterien die Daten global gesammelt und durchkämmt werden, hängt weitgehend von den ökonomischen Interessen und dem Wunschbild einer Gesellschaft ab, das wenige vor allem junge bis mittelalte westlich sozialisierte Männer in Kalifornien entwickelt haben. Was wissen wir über die Vorstellungen dieser Macher im Silicon Valley, welches Bild haben wir von den Köpfen, die hinter Google, Apple, Amazon und Facebook stehen? Bewundern oder fürchten wir sie? Wie werden sie ihr Herrschaftswissen nutzen? Es scheint im Augenblick zwei große Lager zu geben: Diejenigen, die kompromisslos jede technische Neuerung begrüßen und anwenden. Und diejenigen, die konsequent auf die unvermeidlichen, unkontrollierten Datenmengen und Datenspuren hinweisen, die mit jeder Neuerung zunehmen. Die einen warnen vor den Folgen der Gesichtserkennung, die anderen nutzen sie gerne. Maria Gnann führt uns in ihrem Essay durch die Welt des Silicon Valley und zeigt die Faszination genauso auf wie das, was wir berechtigterweise kritisieren und fürchten.

Was bedeuten die Umwälzungen für den Journalismus? Einige der vielfältigen Konsequenzen werden in den Essays aufgegriffen. Natürlich muss er sich mit den Fake News und dem veränderten Me-

dienverhalten auseinandersetzen. Natürlich muss er sich den Trumps dieser Welt und den weniger mächtigen Provokateuren der AfD stellen. David Freches reflektiert Provokationen und wie der Journalismus darauf reagiert. Gleichzeitig ist nicht zu bestreiten, dass sich viele junge Menschen von den traditionellen Medien verabschiedet haben. So trägt Maike Knorre für ihre Generation das Medium Fernsehen zu Grabe und hält gleichzeitig ein Plädoyer für einen modernen Journalismus, der dorthin geht, wo die jungen Menschen längst sind.

Sind Menschen auch in Zukunft durch Lokaljournalismus zu erreichen? Was kann ihn auch in diesen Zeiten auszeichnen? Ein Thema, das Julia Bernewasser spürbar umtreibt. Welche Leistungen vom Journalismus zu erbringen sind, um durch Qualität der Arbeit weiterhin das Vertrauen der Menschen zu erhalten, beschäftigt Kirstin Häring. Und Nele Posthausen stellt sich die drängende Frage, wer alles im dramatisch veränderten öffentlichen Diskurs der Zukunft noch glaubwürdige Instanz sein können.

Journalismus ist in seiner zentralen Aufgabe, Öffentlichkeit herzustellen, schon immer auf Unterstützung angewiesen: auf Informationen und Informanten. In der digitalen Welt gibt es nicht nur Individuen, die leichtsinnig mit ihren Daten umgehen. Es gibt auch Personen und Institutionen, die ihre Daten professionell schützen. Das ist ihr gutes Recht, oft sogar ihre Pflicht. Wenn sie aber damit widerrechtliche Handlungen verstecken wollen, sollte öffentliches Interesse bestehen, Daten öffentlich zu machen. Heute können digitalisierte Daten durch Informanten in einer Fülle durchgereicht werden, wie es in der Papierwelt kaum denkbar war. Sogenannte Whistleblower bieten sie Journalisten an, die durch eigene Recherchen die Fakten herausarbeiten. Und auch dabei hat die Digitalisierung die Arbeit der Journalisten verändert. Immer öfter schließen sie sich zu länderübergreifenden Rechercheverbänden zusammen, um die riesigen Datenmengen überhaupt durcharbeiten zu können.

Ein besonders spektakulärer Fall ist mit dem Namen Edward Snowden verbunden. Was ist von ihm und anderen Whistleblowern zu halten? Sind sie Freunde oder Feinde der Demokratie? Markus Bergmann lässt zahlreiche Fallbeispiele Revue passieren und sucht nach einer Antwort. Einer ganz anderen, für die demokratische Entwicklung zentralen Fragestellung geht Hannah Schmidt nach. Wie



sehr gerät das demokratische System unter Druck, wenn sich die Entwicklung fortsetzt, dass immer mehr Menschen immer weniger über ihre ideologischen »Zäune« hinweg kommunizieren?

Fest steht: Die Entwicklung läuft in einer lange nicht für möglich gehaltenen Geschwindigkeit. 30 Jahre wirken in diesem Zusammenhang wie eine Ewigkeit.

*Schauplatz Berlin, 1987. Menschen gehen – wie so oft in den 80ern – auf die Straße. Protestiert wird gegen das Ansinnen der Bundesregierung, wieder eine Volkszählung durchzuführen. Zehntausende versammeln sich, nicht nur in Berlin. »Zählt nicht uns, zählt Eure Tage« wird skandiert. Menschen, die zum Boykott der Volkszählung aufrufen, werden in diesen Tagen strafrechtlich verfolgt. Es gibt Razzien. In Dortmund schreiben Demonstranten vor dem Bundesliga-Heimspiel des BVB »Boykottiert und sabotiert die Volkszählung« in metergroßen Lettern auf den Rasen des Westfalenstadions. Mit einer Farbe, die sich nicht entfernen lässt. Es beginnt die hektische Suche nach einer angemessenen Reaktion. Nach Rücksprache mit Bundespräsident Richard von Weizsäcker wird der Satz auf dem Rasen ins Gegenteil verkehrt: »Der Bundespräsident: Boykottiert und sabotiert die Volkszählung nicht.« Die Bundesregierung startet mit großem finanziellen Aufwand eine Werbekampagne. Das Ziel: die Bürger für die Volkszählung zu gewinnen. Das Bundesverfassungsgericht hatte sich bereits mit dem Thema beschäftigt. Der Begriff der »informationellen Selbstbestimmung« wird geprägt. Der Sinn für die Privatsphäre der Bürger geschärft. Nachdem die Volkszählung 1983 ausgefallen war, wurde sie 1987 ein letztes Mal durchgeführt. In den Köpfen aller Demonstranten, die sich in Berlin und anderen Städten dagegen wehren, dem Staat Daten preiszugeben, bleibt vor allem folgender Satz in Erinnerung, der in großen Buchstaben bei der Demonstration auf Bannern in die Höhe gestreckt wird: »Nur Schafe lassen sich zählen.«*

30 Jahre später hat sich das Bewusstsein für die Preisgabe persönlicher Daten offensichtlich komplett gewandelt. Die Datensammler kommen anders daher. Es sind keine Beauftragten der Bundesregierung, die ganz analog mit einem auszufüllenden Bogen von Haushalt zu Haushalt ziehen. Gegen die Datenfülle, die wir heute (oftmals unwissentlich) preisgeben, sind die abgefragten Details wie »Name, Beruf, Familienstand und Wohnort« der 80er Jahre geradezu ein Witz. Und doch regt sich kaum Widerstand. Im Gegen-

teil: In den 80er Jahren mussten die Mitarbeiter der Stasi noch mit hochgeschlagenem Mantelkragen um die Häuser ziehen und Wanzen in Wohnungen anbringen, um Bürger auszuspionieren. Heute liefern wir all diese Daten freiwillig. Beruf, Freunde (mit Fotos zur Gesichtserkennung), Hobbys, politische Weltanschauungen, Konsumverhalten, Interessen, Hinweise auf unsere Gesundheit und das Intimleben. Häufig tauschen wir diese Daten gegen vermeintlich kostenlose Hilfsangebote, die unser Leben bequemer machen. Kostspflichtige, aber datengeschützte Angebote werden deutlich seltener genutzt.

Selbst die Enthüllungen durch Edward Snowden, der die Weitergabe dieser umfassenden Daten an Regierungen aufdeckte, bis hin zur Kameraüberwachung durch Smartphone und Laptop, führten in Deutschland kaum zu öffentlichen Protesten. Zu »smart« ist das, was uns die digitale Welt bietet. Und wer möchte nicht »smart« sein? »Smart Homes«, »Smart Cities« – alles wird digitalisiert. Unabhängig davon, wie wir zu dieser Entwicklung stehen, zeigt ein Blick auf die letzten 30 Jahre wieder einmal, dass sich Wertvorstellungen in relativ kurzer Zeit ändern können. Etwas, gegen das wir heute noch protestieren oder das wir für undenkbar halten, kann morgen schon Realität sein. Selbstverständliche, kaum mehr hinterfragte Realität. Diese Realität ist zuweilen »Stranger than Fiction«, wie Bennet Seiger feststellt. Dominik Speck denkt in seinem Essay das Undenkbare: Eine Welt ohne Journalismus und mit heute schon möglicher skrupelloser Auswertung vorhandener Daten. Aber was ist schon undenkbar? Vor 30 Jahren skandierten Zehntausende Menschen noch »Nur Schafe lassen sich zählen«. Heute warten Millionen auf das neueste Smartphone-Modell, um noch mehr Daten abzuliefern. Wird ein Grundpfeiler des demokratischen Systems geopfert, weil es dafür eine neue, »smartere« Lösung gibt?

Welche Macht räumen wir Maschinen und Algorithmen heute und in Zukunft ein? Wir können derzeit nicht wissen, wie sie funktionieren. Aber wir wissen, dass sie unsere Meinung, unser Kaufverhalten, unser Leben beeinflussen. Ist das, was wir derzeit erleben, ein Angriff auf unsere grundrechtlich geschützte Privatsphäre? Ein Angriff auf die Demokratie? Und wenn wir das befürchten sollten, tun wir etwas dagegen? Schützen wir unsere Daten, wo wir es könnten, oder tauschen wir sie gegen die Bequemlichkeit des Alltags ein?

Und sollten die großen Konzerne, die sich so häufig Transparenz auf die Fahnen schreiben, selbst zu mehr Transparenz und zur Offenlegung ihrer Algorithmen verpflichtet werden? Eine Diskussion, die derzeit in den Vereinigten Staaten Fahrt aufnimmt.

In fünfzehn Essays ringt dieses Buch mit diesen Fragen und sucht nach Antworten. Ohne den Anspruch, auf alles Antworten zu finden. Aber vom Wunsch getrieben, Sie, liebe Leserinnen und Leser, mit auf die Suche zu nehmen. Und in der Hoffnung, dass die öffentliche Diskussion darüber, von wem die großen Datenmengen wie genutzt werden dürfen, intensiv geführt wird.